
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 145. Bromberg, den 27. Juni 1935

Der Gemsjäger vom Bernina-Paß.

Roman von O. v. Hanstein.

(18. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Sie kleidete sich an, ging hinunter und hatte das Paket in der Hand. Wie seltsam — drüben am Tisch saß wieder der Herr!

„Entschuldigen S', wohnt hier im Hotel ein Herr Waldemar Bergmann?"

„Zimmer 14."

„Ah na, ins Zimmer geh i net. Würden S' net so lieb san, dem Herrn zu sagen, ob er herunterkommen tät? Es wäre wer da aus München, und i hätt ihm a Brieferl und a Paketerl von seine Freund abzugeben."

Der Kellner schickte den Pikkolo hinauf, der rasch wiederkam.

„Der Herr kimmt glei, das Fräulein möcht derweil frühstücken."

Josepha wurde befangen, als der Kellner einen Kaffee komplett mit allem schweizerisch reichen Zubehör vor sie hinstellte

„Ah, na, dös wird mir zu teuer."

„Ist schon vom Herrn Bergmann bezahlt."

Da machte sie sich weiter keine Gedanken und hieb tapfer in das knusprige Weißbrot, Honig und Marmelade ein und schlürfte den guten Kaffee.

Dann kam ein Herr in das Gastzimmer. Groß, schlank, entschieden russischer Typus. Auch seine Sprache.

„Sie haben etwas für mich?"

„Hier ein Brief und dös Paket."

Er durchlas die Zeilen und steckte das Papier ein, das Paket nahm er ziemlich achtlos unter den Arm.

„Es ist das schöne Bild von der wundertätigen Mutter Gottes in Kasan, das der Herr Mischkin Cahna schickt."

Josepha war eigentlich ärgerlich, daß der Russe es so achtlos behandelte, aber jetzt lachte er.

„Ich weiß, ich weiß! Ich freue mich sehr. Wann reisen Sie zurück? Ich möchte Ihnen auch ein kleines Geschenk für meine Freunde und einen Brief mitgeben."

„I fahr um zehn Uhr nach Pontresina und will meinen Vater besuchen. Am 2. Januar fahr i zruck und kimm wieder hier durch."

„Wollen Sie am 2. Januar hier im Hotel wieder nach mir fragen?"

„Gern, i hab doch versprochen, eine Antwort zu bringen."

„Hier — nehmen Sie —" Er wollte ihr einige Geldscheine geben, aber sie wehrte ab.

„Ah na! I hab ja schon hundert Mark bekommen, weil i Cahna das Muttergottesbild mitgebracht hab. Dös ist reichli gnug."

„Dann also auf Wiedersehen am 2. Januar."

Der Russe ging davon, und Josepha, die beim besten Willen nicht das Frühstücksbrot aufessen konnte, strich sich noch ein paar Semmeln für unterwegs.

„Was hab i zu zahlen?"

„Macht der Herr schon in Ordnung."

„Dös ist a mal a Nobler!"

Recht vergnügt eilte Josepha zur Bahn, um eine Karte nach Pontresina zu lösen.

„Nehmen Sie doch eine Rückfahrtkarte, da kommen Sie billiger weg."

Sie erschrak ordentlich, als sie die Stimme hörte. Es war der Herr von der Bahn, der doch eben mit ihr im Frühstückszimmer des Hotels gesessen hatte.

„Dank schön, i bin net viel gereist, aber woher wissen Sie, daß ich wieder zruck will?"

Der Fremde lachte. „Sie haben doch ganz laut gesprochen."

Immerhin war Josepha froh, als sich der Zug in Bewegung setzte und dieser merkwürdige Herr in Rorschach auf dem Bahnhof zurückblieb.

*

Sie war den Leuten in den Berninahäusern immer eine unheimliche Frau gewesen, die alte Barbara Kernbacherin, des Xavers Mutter. Zumal, seitdem der Vater, der alte „Rechtsverdreher und Wunderdoktor", wie sie ihn nannten, gestorben und das alte Weiblein fast immer allein in dem viereckigen Steinwürfel abseits der Siedlung hauste.

Nur wer einen Rat brauchte, oder wenn ein verliebtes Madel oder eine Frau sich von ihrem Manne betrogen glaubte, dann schlich sie heimlich zum Kernbacherhäusel und ließ sich aus Karten und Kaffeegrund wahrsagen. Wunderte sich, daß so vieles eintraf und daß die Ratschläge, die ihr der geschlagene Eierschaum und der Kaffeegrund eingaben, meist gut waren und richtig, war aber froh, wieder draußen zu sein, denn nicht selten tönte ein schrilles, gellendes Lachen hinter der Hilfesuchenden her, die schnell heimlich das Kreuz schlug, um sich vor „Hexenzauber" zu schützen, und nicht ahnte, daß die Barbara klüger war als sie alle zusammen und nur lachte über den Hokuspokus, in den sie ihre Ratschläge kleiden mußte, damit sie von den Dummen geglaubt und befolgt wurden.

Am Abend nach der Nacht, in der Xaver in Chur aus dem Gefängnis entwich, stand die Alte urplötzlich, als sei sie aus dem Boden gewachsen, vor Siegmund Beltram, dem Almbauern von Sassal Masone, der schon sein Winterquartier in einem der Berninahäuser bezogen hatte.

„Jessas Maria, wo kommst her, Alte?"

„Grüßi, Beltram, mit dir zu reden hätt i."

Dabei hatte sie wieder das spöttische Lachen um den Mund, aus dem, wenn sie ihn zum Grinsen verzog, auf der linken Seite der letzte Zahn hervorsah.

„Wie siehst aus, Kernbacherin?"

„Net anders als sonst, und wannst wissen willst, wo i herkimm? I komm von Chur und hab dem Xaver aus dem Gefängnis geholfen. Brauchst net zu erschrecken, hab schon dem Herrn Richter gesagt, daß ich's tat und hat mi doch net behalten können."

Der Ausweisungsbefehl war an jenem Abend noch unterwegs und nicht bekanntgegeben.

Unwillkürlich trat Bauer Beltram zurück und sie nickte.

„Versteh schon! Hast Angst, daß i dir Unfrieden schaff. Ist net nötig, i geh fort. Heut in der Nacht."

„Wo willst hin?"

„Bin erst zur Hälften fertig. Erst den Sohn aus dem Kittechn, jetzt such i den Infanger."

„Den Toten?"

„Weißt, daß er tot ist?" I weiß nix, weiß gar nix, ist auch gleich. Tot oder lebendig, finden muß i den Infanger, damit er zeugen kann für den Xaver und seine Unschuld."

„Zeugen, wann er tot ist?"

Glaubst, an Toter kann net zeugen? Was verstehst du! Hör fein. I geh, und i weiß net, wann i zruckkomm. Kann sein, bald, kann sein, nie. Sicher net ohne den Infanger. Hier ist der Schlüssel von meim Häusel. Droben im Stall steht mein Mautier, meine Ziegen, und a Hühner sind da. Nimms herunter, nimm a's Heu. Ist reichlich gnug. Sorg fürs Vieh. Wann i an dem Tag, wann sie den Xaver verurteilen, noch net zruck bin, dann gehört das Vieh dir, wann i wiederkimm, werd i dir schon zahlen, was recht ist. Hier — hier hast hundert Franken als Angeld. Abrechnen tun wir, wann i komm."

Immerhin — Pferd, Ziegen und Hühner konnte der Beltram gebrauchen, und die hundert Franken waren auch kein schlechtes Geschäft.

„Will dir dein Wesen schon hüten, aber wann willst fort?"

„Jetzt gleich."

„Kernbacherin, es ist bald Nacht."

„Kimm außi, Nachbar. Kimm und sieh!"

Sie trat mit ihm vor die Hütte und streckte den mageren Arm mit der schmalen Hand und den dünnen Fingern gegen den Gipfel des Piz Palü, über dem genau wie später in der Weihnachtszeit, als Josepha den Aufstieg zu den Berninahäusern antrat, ein Stern stand. So dicht darüber, als gehörte er zu dem Berge."

„Sixt den Stern?"

„Was ist mit ihm?"

„Ziehet hin und forschet fleißig, so sagte der Engel zu den drei Königen im Evangelium, und der Stern, den sie im Morgenlande gesehen, zog vor ihnen her, bis daß er kam und stand über dem Ort, wo das Kindlein war! So steht's in der Bibel und — der dort, das ist mein Stern, Beltrambauer, daß du es weißt!"

Ernst und mit tiefer Stimme, wie von innerer Überzeugung getrieben, hatte die Alte gesprochen, dann wartete sie keine Antwort mehr ab und ging mit starken Schritten, den derben Stock fest auf den Boden stoßend, den Talweg hinab, der zum Weg nach Poschiavo abwärts führte.

Kopfschüttelnd sah der Sennbauer ihr nach.

„Narrisch ist's worden, das alte Weibl."

Seine Frau trat in die Tür, sie hatte den Auftritt von drinnen belauscht.

„An arms Haschert ist's! Ist net leicht für die Mutter, wann der einzige Sohn als Mörder vor Gericht muß."

„I hätt sie zruckhalten sollen."

„Die hälst net, die hat an sturen Kopf, und — was gehts uns an! Aber das Vieh hol abi, und fürs Haus wollen wir sorgen."

Wenige Tage vor Weihnachten hatte die Alte ebenso unerwartet wieder vor dem Häusel gestanden.

„Bist wieder da?"

Mehr erschreckt kam die Frage, als erfreut, denn seit Wochen klebte oben am Häusel der Ausweisungsbefehl, wenn er auch schon vom Wetter zerfetzt und kaum noch zu lesen war.

„Freust di wohl, Nachbar, daß d' mi siehst?"

„Warst schon am Häusel droben?"

Jetzt lachte sie auf. „Manst, wegen dem Wisch? Hab ihn schon gesehen, hab ihn abgerissen und in alle vier Winde geworfen. Will nur amal fragen, was das Vieh macht und ob die Josepha Collina nach mir gefragt hat."

„Weißt net?"

„Was soll i wissen?"

„Daß das Sepherl a Narrin ist, daß sie nach München hinunter ist, dahin, wo der Xaver —"

„Net weiter reden! Das Wort mag i net hören. Also dorthin ist das Madel? Brav ist's! Brav! Braver, als i denkt hab. Gut ist's, in zwei Täg geh i wieder davon. Brauchst ka Angst zu haben, werd net mehr zu dir kommen, häng den Schlüssel an den Nagel vor die Tür, da holst ihn am Tag vor Christabend ab. Grüßi Bauer."

„Hast den Infanger funden?"

„Dann stünd i mit andrem Gesicht hier. Schad't nix. Noch steht der Stern über dem Berg. Werd ihn schon finden."

Unheimlich war es den Bauern, die in den verschneiten Häusern saßen, daß jetzt droben in dem letzten kleinen Steinhäusel der Alten hinter dem Fenster wieder ein Licht brannte. Bisweilen schlich sich ein vorlauter Bursch bis hinauf, tat rasch einen Blick hinein, denn Vorhänge hatte die Alte nicht, aber — er sah weder Teufel, noch böse Geister. Sah nur ein altes Weib, das herumhantierte und das ganz plötzlich mit dem Besenstiel in der Hand aus der Tür und um die Hausecke fuhr, wenn es ein Gesicht am Fenster gesehen hatte.

Der Gendarm war zum Beltrambauern gekommen und hatte ihm eine Verfügung gebracht, denn der Beltram war der Siedlungsälteste in den Berninahäusern.

„Weißt, Gendarm, daß die Alte wieder da ist, die Kernbacherin?"

„Laß ihr die Ruh, i werf keine unglückliche Mutter aus ihrem Häusel."

An dem Abend bekam es der Beltram mit der Bäuerin zu tun. „Hättst nix sagen solln."

„Bin Vorsteher, ist meine Pflicht."

In der Nacht, die Barbara genannt hatte, erlosch oben wieder das Licht.

„Der Beltram stand mit seiner Frau vor der Tür. „Sie ist wieder fort, morgen hol i den Schlüssel."

Die Frau faßte die Hand ihres Mannes. „Siehst. Auf dem Palü leuchtet wieder der Stern!"

„Fangst a schon an, Alte?"

Ärgerlich ging der Bauer hinein.

*

Die Barbara Kernbacher war aber nicht planlos in die Welt hinausgelaufen, wenn es auch mit dem „Stern" in gewisser Weise seine Richtigkeit hatte. Sie war halt ein sonderbarer „Einspänner" geworden in ihrer langen Witwenzeit und hatte ihre eigenen Gedanken. Mit Menschen hatte sie wenig im Sinn, dafür aber glaubte sie aller' nd Stimmen aus der Natur zu vernehmen. An jenem Tage, als sie den Xaver abführten, da hatte sie zum ersten Male in dieser schrecklichsten Nacht ihres Lebens, die sie einsam in ihrem Häusel verbrachte, den Stern gerade über dem Berge gesehen, und es war ihr, als sei er ein Zeichen der Hoffnung.

Ist ja schließlich ganz gleich, woran er sich klammert, der arme, verzagte Mensch, wenn er sich verzweifelt unter dem Schicksal beugt. Wenn es nur irgendetwas ist, was ihn tröstet. Gleich, ob es ein Menschenwort ist oder ein Stern, und — es hat noch Klügere gegeben als die Barbara Kernbacher, die aus irgendsolcher vermeintlichen Stimme die eines höheren Wesens zu erkennen glaubten, das über den Menschen in der Not seine sorgende Hand hält.

Wochenlang war die Barbara Kernbacher drüben im Italienischen von Ort zu Ort, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt gezogen und hatte nach dem Infanger gefragt. Es wollte ihr manches nicht in den Sinn. Damals war es noch schöner, warmer Herbst. Sie hatte auf alles geachtet. Wenn ein Mensch abstürzte, wenn irgendwo in einem Abgrund ein elender Leichnam lag, den die Suchenden nicht fanden — die Geier, die Adler, die fanden ihn schon und stürzten sich aus der Höhe auf ihn. Auch in jener Nacht und am folgenden Tage waren Adler über den Gletschern gewesen, aber — niedergegangen waren sie nicht.

Sie konnte, sie wollte nicht glauben, daß der Infanger tot war. Warum sollte er nicht wund sein? Schwer verwundet irgendwo in einer Hütte liegen? Sie wollte suchen und immer wieder suchen, und war innerlich überzeugt, daß ihr Stern sie nicht belog.

Dann aber war ihr Geld ihr ausgegangen und der Winter gekommen. Heim mußte sie, mußte aus dem alten Strumpf in der Bettlade neue Franken holen, die sie dort für den Xaver zusammengespart hatte, ebenso brauchte sie ein warmes Gewand für den Winter. Dann aber trieb es sie wieder fort. Sie hätte es nicht vermocht, jetzt einsam in der kleinen Sennhütte zu hausen.

Wie sie aber vor Weihnachten wieder hinabfuhr ins Italienische, neues Geld in der Tasche, innerlich lachend über die dummen Menschen, die sich vor ihr fürchteten, da trug sie einen Sonnenstrahl mitten im kalten Winter mit sich hinaus. Da war ihr zum ersten Male der Glaube an die Menschen, mit denen sie böse Erfahrungen gemacht, wiedergegeben. Da segnete sie im stillen die brave Josepha, die gleich ihr an den Xaver glaubte! Aber da war auch wieder neue Angst in ihrer Seele: Am 1. Februar wollten sie richten über den Xaver, so hatte sie es in Poschiavo in der Zeitung gelesen! Bis zum 1. Februar mußte sie den Infanger finden, sonst war alles verloren.

Sie war mit der Berninabahn, derselben Berninabahn, die Josepha zwei Tage später von Pontresina zu den Berninahäusern brachte, wieder nach Poschiavo gefahren. Dort hatte sie, noch von der Zeit her, als der alte Kernbacher lebte, manche Bekanntschaft. Am Morgen vor Weihnachten trat sie in das Haus eines Fuhrmanns, des Giacomo Grandosi, der zwischen den kleinen Bergorten hin und her fuhr und die Posthalterei hatte.

„Nichts Neues? Noch immer nichts Neues?"

„Vielleicht doch, Frau Kernbacher."

Ihr Herz schlug stärker.

(Fortsetzung folgt.)

Wo die Füchse sich Gutenacht sagen...

Heitere Skizze von **Hans Kaempfer.**

Er hatte es buchstäblich „aufgegeben", als die einförmige Landschaft, die der Personenzug durchfuhr, sich in einen trostlosen Regen hüllte, und beachtete es kaum, wie der Zug auf einem Umsteigebahnhof anhielt, um ein paar verlorene Mitbürger aufzunehmen. Nasse Kühle schlug zur Tür herein, während ein menschliches Wesen, laubfroschgrün in Gummi eingewickelt, mit Koffern, Schirmen und ähnlichem Zubehör sich hereinzwängte. Der Reisende verzog sich an die andere Seite des Abteils. Nur das freundliche Gesicht einer als „Tante" bezeichneten Person, die Abschied winkend auf dem Bahnsteig stand, hatte er bis jetzt gesehen und ferner bemerkt, daß die bis über die Nase eingewickelte Gummipuppe den Namen Else führte.

Der Laubfrosch lehnte sich noch eine gute Weile hinaus, um der Tante zuzuwinken. Als er dann das Fenster frei gab und die Kapuze fiel, war es, als ob die Sonne den Durst des Regentages durchbräche, so glänzend war das nußbraune Haar. Der Reisende empfand einen wehmütigen Ärger über diese unerwartete Aufregung. Hatte er nicht zur selben Stunde mit dieser Angelegenheit ein für allemal abgeschlossen, und sollte das ermüdende Spiel nun von neuem beginnen? Hatte er nicht in dem Ostseebad, aus dem er kam, genug Gelegenheit und Auswahl gehabt unter den Nixen des Familienbades, bei den Tanztees, den Mondscheinpromenaden? Er war doch wirklich nicht dorthin gefahren, um seine Gesundheit auf die Spitze zu treiben, sondern einzig und allein, um eine Frau zu suchen.

Als Else den Mantel auszog und sich eng gegürtet im Sweater zeigte, schwand dem Reisenden ein Teil seines berechnenden Mutes dahin. Vier Wochen war er also blind gewesen, sagte er sich staunend, daß er unter Dutzenden ebensolcher Mädchen nicht eins gefunden hatte, das ihm die gleichen Empfindungen hervorrief . . .

Halb gegen seinen Willen fuhr die Frage, ob sie auch nach Berlin wolle, aus ihm heraus, weil ihm zunächst alles daran lag, zu wissen, ob er einige Stunden mit ihr zusammen sein würde. Höchst enttäuscht von ihrer Antwort, doch um so mehr entzückt von ihrem scheuen Augenniederschlagen, betrachtete er dieses Wunder, dessen Reiseziel Klein-Drosselwitz, Bosselfritz oder dergleichen sein sollte.

„Was Sie da aber treiben, ist mir rätselhaft", sagte er bohrend, indem er sich ihr plötzlich gegenübersetzte. Kurz vorher war er aufgestanden, um eine wichtige Beobachtung auf einem Stoppelfelde zu machen . . . Auf diese Weise hatte er die Umgruppierung einigermaßen geschickt eingeleitet.

Else antwortete bereitwillig, sie hätten dort ein Gut. Sie sah nun ebenfalls auf das reizvolle Stoppelfeld, um ihre Verlegenheit über den ungezwungenen Reisenden zu verbergen.

Das war sicher ein Draufgänger, der nichts Gutes im Schilde führte. Solche Leute gefielen einem immer. Als der Reisende erkannte, daß sie im ganzen nur vierzig Minuten zu fahren hatte und daß von dieser kostbaren Zeit schon die Hälfte verstrichen sei, schwieg er plötzlich, lehnte sich in die Ecke und schloß die Augen. Es verbitterte ihn der Gedanke, daß es unmöglich sei, eine Frau in zehn Minuten fürs ganze Leben zu erobern, während Else dachte, er habe ihre Sommersprossen über der Nase entdeckt, mit denen sie einen ständigen Kampf führte. Nutzlos rannen die Minuten dahin. Er konnte ihr ja doch nicht sagen, daß er sie, Else, die er vor einer viertel Stunde zum erstenmal gesehen hatte, heiraten möchte.

Nur um nicht unhöflich zu sein, fragte er endlich, wie weit sie es denn da habe von der Bahn. Sie antwortete, ihr Vater hole sie mit dem Wagen ab. Sie hätten dann noch fast zwei Stunden. Das Gut liege halt sehr aus der Kehr. „Wo die Füchse sich Gutenacht sagen", pflege ihr Vater zu sagen. „Drei Meilen hinter Weihnachten", nennen wir das in Berlin, gab er zurück. Es sollte ein wenig wegwerfend klingen, doch fand sie es nur komisch und lachte gurrend heraus.

Das gab seiner Fassung beinahe den Rest. Er begann auf einmal in abenteuerlichen Formen zu denken. Wenn man sich nun einfach einmal gehen ließ, ihr die Wangen klopfte oder das Haar streichelte und sie endlich küßte nach allen Regeln der Kunst?

„Unmöglich!" klang es von der frommen Stirn des wachsamen Mütterchens zurück. Nein, auch wenn sie allein gewesen wären, er hätte es nicht getan. Nur eine List konnte helfen, nichts anderes als eine List, eine seiner Verzweiflung entsprechende natürlich.

Das Mädchen hatte einen Schirm, eine Handtasche, ein Päckchen und einen Blumenstrauß ins Gepäcknetz gelegt und ferner ein Köfferchen neben sich auf den Boden gestellt. Es handelte sich nun zunächst darum, dieses unbemerkt verschwinden zu lassen. Nachher würde er der heimlich Angebeteten die übrigen Sachen galant zureichen, wenn sie schon draußen war. Das Heraussteigen auf den kleinen Haltestellen war ja ein wahres Herabklettern. Sie würde bei dem kurzen Aufenthalt nicht viel Zeit übrig haben. Das Weitere ergab sich dann von selbst.

Wirklich gelang es ihm, das Köfferchen flach auf den Boden zu legen und es, mit den Füßen planmäßig arbeitend, unter die Heizungsrohre der Bank zu schieben. Seine Laune wurde danach zusehends besser. „Schade, schade, daß Sie nicht bis Berlin fahren", erlaubte er sich zu sagen. Sie lächelte und fand seine Verwegenheit auf einmal so natürlich, daß sie sich nicht enthalten konnte, ein gleiches Bedauern zu äußern. Ohne es zu wissen, kam sie ihm sehr entgegen, als sie dann fragte, wieviel Uhr es sei. So bekam er Gelegenheit, die Zeit um fünf Minuten zurückzuschrauben, um sie nachher umso vollständiger zu überrumpeln. Tatsächlich war Else furchtbar erschrocken, als sie sich plötzlich in Klein-Drosselwitz sah. Ungeheuer eilfertig half ihr der Reisende, mit schier unbegreiflichem Ungeschick die Armlöcher mit den Taschen verwechselnd, in den Laubfroschmantel, drückte ihr die Siebensachen in die Hand und schob sie sanft aber schnell aus der Tür. „Hab ich denn alles?" fragte sie, noch auf dem Trittbrett zögernd, indem ihre Augen suchend umherflatterten. — —

Dem Himmel sei Dank! Der Schaffner trillerte. Sie war der einzige Fahrgast, der das Verlangen gehabt hatte, in Klein-Drosselwitz auszusteigen. Der Zug fuhr. Schon sah man Else im Arm eines gewaltigen Mannes in einer Joppe. Doch dann ertönte ein gellender Schrei: „Mein Köfferchen ! Meine Juwelen, Papa!"

Das Mütterchen hatte den Schrei gehört und burrte im Abteil herum wie ein Maikäfer. Aber der Reisende aus Berlin, der sich offenbar doch aufs Mantelanziehen verstand, war blitzschnell marschfertig, zog das Köfferchen unter der Bank hervor und sprang aus dem Zug. Glücklicherweise hatte er sein Gepäck aufgegeben. So lief er unbeschwert, das Köfferchen hoch emporschwingend, Else entgegen, die das Kleinod fassungslos in Empfang nahm. Der Alte platzte lachend heraus, was der Herr denn nun hier anfangen wolle; der nächste Zug ginge morgen früh um fünf.

„Gibt es hier kein Hotel?" fragte der Reisende scheinbar arglos, den Rasen ansehend und die feuchten Äcker, die das Häuschen der Haltestelle umgaben. Der kühne Gedanke, dem er in seinen vorlauten Berechnungen Raum gegeben hatte, juckte ihn förmlich, während er Elses ur-

wüchsigen Papa beobachtete. Dieser war entzückt über „solch göttliche Naivität" und fragte, sich vor Lachen schüttelnd, ob ihm ein Hotel de Strohsack lieber wäre als seine ärmliche aber reinliche Klitsche . . .

„Sie wollen mich doch nicht etwa gar einladen?" fragte der Reisende in gut gespieltem Entsetzen.

„Ich bin ernstlich willens", frohlockte der Mann in der Joppe, indem er den Herrn aus Berlin neben seine Tochter unter das Verdeck des Wagens schob, den er selbst kutschierte.

Fast zwei Stunden Fahrt hatten sie auf das Gut. Ab und zu sah sich der Alte um und überzeugte sich, daß alles in Ordnung sei. Der Regen rieselte und tropfte. Das Pferd schnaubte. Die Räder platschten durch Sümpfe und Schlamm. Und so fuhren sie dahin und fühlten sich froh und zufrieden, grad als wären sie verheiratet — — — was aber erst viel später geschah.

Schifferexamen.

Kurzgeschichte aus dem Seemannsleben
von **Hermann Lienau.**

In Geestemünde war Schifferexamen angesagt. Wir fuhren also hin. Hohe Zeit übrigens, daß wir endlich Kapitän wurden. Hatten ja auch oft genug das alte Schiffsjungenlied gesungen von den vielen Freiwachen im Hafen, von den zehn Stunden, die wir dann schlafen wollten, von dem vielen Lesen und Smöken . . . „dem Grogputt up't Für . . . Kaptein wull'n wir wäsen mit dubbelte Hür . . ."

Ach ja, die doppelte Heuer! Sie war dringend erforderlich. So konnte es überhaupt nicht weiter gehen mit uns. Also hin nach Geestemünde.

Da wurde viel verlangt. Ja, das kann man wohl sagen . . . „Und was machen Sie dann, wenn Sie sich nun in den Sanden festgesegelt haben?" Die verschiedensten Vorschläge wurden dem Prüfenden gemacht. Er wollte sie aber alle nicht so recht annehmen. Bis er an Thedje Kock aus Blankenese kam, der sagte ihm: „Ick seil mi öwerhaupt nich fast . . ." Dagegen war nichts einzuwenden.

Ja, so ging das Schifferexamen hin. Mit Ach und Krach und mit Glanz und Gloria und mit vielerlei Schwierigkeiten. Acht Tage dauerte diese Geschichte. Junge, Junge!... Und mancher von uns kam in schwere Not.

Insbesondere Luten Kray aus Glückstadt. Der hatte dauernd Geländeschwierigkeiten. Und das Schönste dabei war, er merkte es selbst fast gar nicht. Aber wir andern schwitzten oft Blut und Wasser um ihn.

Zuweilen gab er seine sonderlich komischen Antworten aber auch mit so großer Selbstverständlichkeit, daß der Prüfende selbst ganz verdutzt wurde und nicht gleich etwas zu antworten wußte. Einer dieser neugierigen Menschen fragte, was ein Patentanker wäre. Das wäre ein Anker mit einem Patent, meinte Luten Kray aus Glückstadt zuversichtlich. Damit mußte sich der Fragende zufrieden geben.

Acht Tage dauerte das Ringen, jawohl, volle acht Tage. Dreimal um Kap Hoorn herum wäre leichter gewesen. Schließlich kriegten wir aber doch immer wieder Wind in die Segel. Die letzten zwei Tage ging die Sache sogar schon ganz ordentlich. Da hatten wir uns wohl schon besser an den Kram gewöhnt. Die Prüfenden kannten uns nun schon besser und konnten darauf achten, daß sie nicht mit uns über Untiefen segelten, wo wir unter allen Umständen Havarie machen mußten.

Zuletzt wurde dies Schifferexamen sogar recht vergnüglich. Wir fühlten, daß wir wohl alle bestehen würden. Auch Luten Kray aus Glückstadt machte uns nun nicht mehr so viel Sorgen wie in den ersten Tagen, wenn er auch durch das ganze Examen wie ein Schlafwandler ging. Seine Antworten waren nicht gerade falsch, aber auch nicht richtig. Immerhin hielt er sich, wie es solch seltsamen Menschen oft zu eigen ist, wie im Traum immer so einigermaßen lotrecht. Überdies, das wußten wir, war er ein famoser Seemann. Er ist später auch ein sehr tüchtiger Kapitän geworden. Ja, wir bekamen Hoffnung, daß wir ihn mit durchschleifen, wenn dazu auch allerlei Mogelei gehörte.

Wir bekamen ihn sogar durch die Mathematik. Und das war wirklich allerhand. Nur, daß Luten Kray es immer gar nicht merkte, was er für Fehler machte. Offenbar merkte er es auch gar nicht, daß wir zuletzt alle Mann nur noch mit seiner Durchschleusung beschäftigt waren. Kurz, er schaffte es, wenngleich mit Ach und Krach. Mit stolzem Kopf verließ er schließlich die Schreckenskammer. Das Schifferexamen bestanden wir alle.

Nun war es damals in Geestemünde Sitte, daß die dortigen Schiffer den neugebackenen Kapitänen auf dem Bahnhof einen Abschiedstrunk gaben. Nun, da mußten wir ja nun auch wohl so nett sein. War ja alles ganz fabelhaft: Schiffer auf großer Fahrt; hat die Berechtigung, Schiffe jeder Größe auf allen Meeren zu führen . . . und so. Na, Kinder, wenn dies nichts war.

Luten Kray aus Glückstadt fühlte sich ebenso glücklich wie wir alle. Er kam mir aber immer auch jetzt noch so vor wie der Reiter über den Bodensee.

Auf einmal trat ein Dienstmann ins Lokal. Der trug über dem Arm einen mächtigen Lorbeerkranz. Mit Schleife und so. Auch mit einer schönen weißen Papptafel daran. Auf der stand in schöner Schrift: „Für beste Leistung in Mathematik die Schifferschule" . . . Der Dienstmann fragte nach Herrn Kapitän Ludwig Kray aus Glückstadt.

Luten Kray erhob sich und nahm den Kranz ab. Er hielt dies mit dem Kranz offenbar auch für selbstverständlich und durchaus in der Ordnung. Er nahm den Kranz mit Würde in Empfang, las die Widmung, hängte ihn über die Lehne seines Stuhles, setzte sich wieder zu uns an den runden Tisch, hörte weiter mit zu und trank mit uns.

Aber so konnten wir ihm diese Sache ja nun auch nicht abnehmen. Der Kranz und der Dienstmann hatten uns ja allerhand Geld gekostet. Luten Kray aus Glückstadt mußte also einen ausgeben. Und noch einen und noch einen. Das war die Sache ja auch gut und gerne wert. Überdies: Luten Kray aus Glückstadt war sehr glücklich, wirklich sehr glücklich. Denn im Grunde nahm er auch wohl dies alles für selbstverständlich.

Endlich ging der letzte Zug nach Hamburg. Luten Kray wollte mit uns über Hamburg fahren. Die Geestemünder Schiffer nahmen ihn mit seinem Kranz in die Mitte und zogen mit ihm wie mit einem Schützenkönig auf den Bahnsteig. Er nahm alles hin.

Im Abteil stieg er umständlich auf die Bank und bettete seinen Lorbeerkranz sorgsam ins Gepäcknetz. Darunter setzte er sich. Wir sprachen mit ihm dies und das, er blieb immer der gleiche. Aber hin und wieder schielte er doch in großer Freude nach seinem Lorbeerkranz über sich.

Zuletzt reute uns diese Sache doch. Kurz vor Hamburg sagten wir ihm alles . . . Da stand er auf. Der Zug lief gerade über die Süderelbe. Luten Kray ließ das Fenster der einen Tür herab, stieg umständlich auf die Bank, nahm noch umständlicher den schönen großen Lorbeerkranz und warf ihn mit großem Schwung in die Süderelbe. Er sagte nichts dabei; er schloß das Fenster wieder, setzte sich auch wieder zwischen uns und fing wieder mit an zu erzählen, als wäre nichts geschehen: so blieb er auch bis Hamburg.

So blieb er auch im ganzen Leben. Ein tüchtiger, wortkarger Kapitän mit dem Gemüt eines Kindes, Luten Kray aus Glückstadt.



Bunte Chronik



Das Denkmal des Volkssängers.

Wer da meint, im Lande der aufgehenden Sonne sei nur das Schwerterklingen eine beliebte Melodie, der irrt sich sehr. Beweis: Man pflegt in rührender Treue selbst das Andenken der armen Musikanten, die mit der Laute durch die Lande ziehen. Kürzlich stellte sich heraus, daß sich das Grab des längst verblichenen Dodoitsubo in einem jämmerlichen Zustande befand. Alsbald taten sich unter der Führung eines Novellisten und eines Militärchemikers kunstverständige Japaner zusammen und brachten eine Summe auf, mit deren Hilfe dem toten Sänger ein Denkmal errichtet werden soll. Die Bewohner von Tokio sind stolz darauf, dies Monument zu besitzen, das aus dem Lärm des Alltags in das Reich der Ideale weist.

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke;** gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.,** beide in Bromberg.